

Autorin: **Corinna Seith**

**Titel: Hilfesuche bei häuslicher Gewalt aus Sicht von Kindern und Jugendlichen
Ergebnisse einer quantitativen Befragung unter Berücksichtigung von Geschlecht, Alter und
kultureller Herkunft**

Quelle: ajs-informationen 2/2007

Häusliche Gewalt ist keineswegs ein marginales Problem. Vielfältige öffentliche und private Diskurse sind mit dem Thema verbunden. Mit der Einführung des Gewaltschutzgesetzes 2002 wurde anerkannt, dass staatliche Institutionen eine Steuerungsfunktion bis in die Geschlechterbeziehungen haben. Wie nehmen Kindern und Jugendlichen diese Veränderungen wahr? Und wie wirken sich diese Wahrnehmungen auf antizipierte oder real in Anspruch genommene Möglichkeiten der Hilfe aus? Die Autorin präsentiert einen Teil der Ergebnisse der ersten deutschsprachigen Studie zu diesem Thema. In diesen wird deutlich, warum Geschwister, Verwandte, Freund/innen oder Lehrkräfte als Gesprächspartner ins Vertrauen gezogen werden oder warum dies nicht passiert. Deutlich wird auch, was pädagogische Fachkräfte und Institutionen tun können, um das Gesprächstabu weiter zu minimieren.

„Der Lehrer unterrichtet das Kind nur, er bringt uns etwas bei, aber für familiäre Sachen ist er nicht zuständig.“ (M, 14) Dieses Verständnis von Schule teilen viele Mädchen und Jungen, wenn sie gefragt werden, ob von häuslicher Gewalt betroffene Kinder sich an Lehrer/innen wenden könnten. Kinder und Jugendliche sind aufgeweckt, sie lernen früh zu unterscheiden und wissen schon im Grundschulalter, dass Gewalt zu Hause etwas ist, worüber man lieber nicht spricht, weil dies soziale und schulische Konsequenzen haben könnte. Aus fachlicher Sicht stellt sich die Frage, ob dies die Botschaft ist, die die Schule von häuslicher Gewalt betroffenen Kindern und Jugendlichen wirklich vermitteln will. Fachleute in Erziehungs-, Betreuungs- und Bildungsinstitutionen sehen sich im Zuge des gesellschaftlichen Wandels im Umgang mit häuslicher Gewalt immer mehr mit der Frage konfrontiert, wie sie einen Beitrag zur Unterstützung von Mädchen und Jungen leisten könnten, deren Kindheit durch Gewalt in der Elternbeziehung überschattet ist.

Dass ein nicht unerheblicher Teil von Kindern von Gewalt in der Elternbeziehung belastet ist und sich dies auf ihre Entwicklung, auf ihre Schulleistungen, auf ihr Verhalten und auf ihre soziale Integration negativ auswirken kann, liegt auf der Hand, doch erst in den letzten Jahren sind ein wachsendes Interesse und eine Dynamisierung der Fachdiskussion festzustellen. Dies ist umso erstaunlicher, als davon auszugehen ist, dass etwa 10 bis 30 Prozent der schulpflichtigen Kinder im Verlauf ihrer Kindheit mit Gewalt in der Elternbeziehung konfrontiert

werden (vgl. Seith 2006a für einen Forschungsüberblick). Unbestritten ist inzwischen, dass es sich keineswegs um ein marginales Problem handelt. Allerdings konzentrierte sich die gesellschaftspolitische und institutionelle Diskussion seit Mitte der 1990er-Jahre vor allem auf die Verbesserung des Schutzes durch die Polizei und Justiz. Das bedeutet, dass täterzentrierte Maßnahmen ergänzend zum Opferschutz heute viel stärker gewichtet werden als in den Jahrzehnten zuvor – das ist nicht unerheblich und kann als veritabler Paradigmenwechsel bezeichnet werden. Ein Meilenstein in dieser Entwicklung ist die Einführung des Gewaltschutzgesetzes im Jahr 2002 in Deutschland, das die Wegweisung der gewaltbereiten Person aus der Wohnung erlaubt und die Möglichkeit eines Rückkehrverbots vorsieht. Es ist also gelungen, den Schutz vor häuslicher Gewalt stärker zur Staatsaufgabe zu machen. Mit Gesetzesreformen und institutionellen Maßnahmen wurde anerkannt, dass staatliche Institutionen eine Steuerungsfunktion bis hinein in die Geschlechterbeziehungen haben.

Bisher unbeantwortet blieb die Frage, in welcher Weise Kinder und Jugendliche öffentliche und private Diskurse zu häuslicher Gewalt rezipieren und welche Spuren der kurz skizzierte gesellschaftliche Kulturwandel im Bewusstsein von Schüler/innen hinterlassen hat. Inwieweit spielen in den Überlegungen von Mädchen und Jungen tradierte Mechanismen der Tabuisierung von Gewalt im Geschlechterverhältnis und in der Familie eine Rolle? Inwieweit sind in ihren Abwägungen bereits kulturelle Vorstellungen über Grenzziehungen zwischen als öffentlich und privat codierten Angelegenheiten erkennbar und wie wirken sie sich auf die antizipierten Möglichkeiten nach Hilfe und Unterstützung aus? Wie schwierig oder selbstverständlich erachtet diese Generation die Suche nach Hilfe für die Betroffenen? Die Entwicklung von Vorstellungen darüber, was als privat gilt und deshalb nicht nach außen dringen soll und darf, lernen Kinder spätestens mit dem Eintritt in die Schule. Wie groß ist die Angst vor Stigmatisierung im Kontext einer seit mehr als 30 Jahren währenden geschlechterpolitischen Diskussion, die sich um die Bekämpfung von Machtmissbrauch und Gewalt im Geschlechter- und Generationenverhältnis bemüht? Inwieweit teilen Mädchen und Jungen die gleichen Sichtweisen? Gibt es Unterschiede, die auf die Wirksamkeit von Strukturkategorien wie Alter und kulturelle Herkunft zurückzuführen sind, und welche Kategorie hat Masterstatus? Wo verlaufen die Bruchlinien und welche Implikationen hat dies für die pädagogische Arbeit?

Zürcher Befragung von Kindern und Jugendlichen zu häuslicher Gewalt

Im Rahmen einer groß angelegte Studie mit dem Titel „Häusliche Gewalt aus Sicht von Kindern und Jugendlichen“, die der Schweizerische Nationalfonds im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 52 „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel“ und die Zentralstelle für Familienfragen im Bundesamt für Sozialversicherungen finanzierten, wurden 1.405 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen neun und 17 Jahren zu häuslicher Gewalt als gesellschaftliche Problematik befragt. Zudem wurden 30 Interviews mit betroffenen Kindern und Jugendlichen, mit dem von Gewalt betroffenen Elternteil und mit Mitarbeiter/innen von Fachstellen geführt (Seith 2006a, Seith 2006b).¹ Es ist die erste derartige Studie im deutschsprachigen Raum. Generell muss festgestellt werden, dass die Forschungslandschaft im Bereich „Kinder und häusliche Gewalt“ einer terra incognita gleicht. Bisher liegen nur vereinzelt Studien zur Situation von Kindern vor, die im Kontext von häuslicher Gewalt aufwachsen. (Strasser 2001, Seith 2006b).

Im Unterschied zu den mehrheitlich viktimologisch und klinisch orientierten Studien liegt dieser Untersuchung ein geschlechter- und handlungstheoretischer Ansatz zu Grunde. Kinder und Jugendliche werden nicht als „unwissende“ und „passive“ Opfer, sondern als aktiv handelnde Subjekte, „als produktive Verarbeiter von Realität“ (Hurrelmann & Bründel 2003) konzeptioniert. Die Ergebnisse beruhen nicht allein auf Einschätzungen von Erwachsenen, sondern Mädchen und Jungen wurden gleichermaßen als kompetente Informant/innen einbezogen. Nicht nur in der Forschung zu häuslicher Gewalt, sondern auch in der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung ist dies eine relativ neue Perspektive, die auch an Diskussionen über die gesellschaftliche Partizipation von Kindern anschließt.

In diesem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse aus der quantitativen Befragung zu antizipierten Möglichkeiten und Barrieren bei der Hilfesuche vorgestellt, die im Hinblick auf Geschlecht, Alter und kulturellen Hintergrund systematisch ausgewertet wurden.

Datenlage Survey

Im Sommer 2004 wurden im Kanton Zürich insgesamt 1.405 Schüler/innen im Alter zwischen neun und sieben Jahren mit zwei altersangepassten Fragebogen schriftlich befragt. Im Voraus wurden alle Gemeinden,

¹ „Häusliche Gewalt aus Sicht von Kindern und Jugendlichen“, NFP 52, Nr. 405240-68971 (www.nfp52.ch), Interessierte mögen sich für weitere Publikationen über die Homepage des Schweizerischen Nationalfonds auf dem Laufenden halten oder sich direkt an die Autorin wenden. Dr. Corinna Seith, Universität Zürich, Freiestr. 36, CH-8032 Zürich, Tel. 0041 (0) 44 634 27 57, cseith@paed.uzh.ch.

Lehrer/innen, Eltern und Kinder in ein aufwendiges Zustimmungsverfahren einbezogen (vgl. Seith 2006a). Die Akzeptanz bei den Eltern war hoch, was sich daran ablesen lässt, dass nur sieben Prozent ihre Zustimmung nicht erteilten. Das nach einem geschichteten Klumpenstichprobenverfahren durchgeführte Sampling umfasste die Datenerhebung in 94 Schulklassen (51 Primar- und 43 Oberstufenklassen) in 31 Schulhäusern und 24 Schulgemeinden.

Mit anderen über häusliche Gewalt sprechen? Barrieren und Ambivalenzen

Mädchen wie Jungen stehen der Frage, ob betroffene Kinder über die Gewalt zwischen den Eltern sprechen sollten, ambivalent gegenüber. Fast die Hälfte war unsicher (46,7 Prozent), hatte Bedenken und würde eine positive Antwort an gewisse Bedingungen knüpfen, die erfüllt sein müssten (vgl. Abbildung 1). Ferner sprach sich jedes siebte Kind eindeutig dagegen aus (14,7 Prozent). Nur vier von zehn waren der Meinung, Kinder und Jugendliche, die Gewalt in der Elternbeziehung miterleben, sollten sich jemandem anvertrauen.

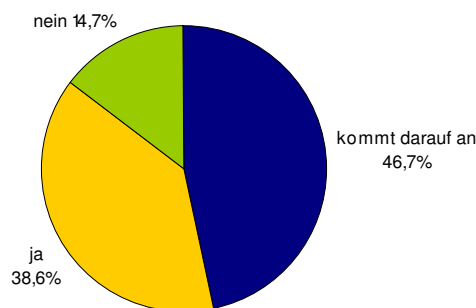


Abb. 1 Sollten Kinder mit anderen darüber sprechen?

Der Vergleich nach Altersgruppen zeigt, dass Grundschüler/innen (bis 6. Klasse im Kanton Zürich) einem stärkeren Privatisierungsgebot unterliegen als Oberstufenschüler/innen. Sie hatten eindeutig größere Vorbehalte und beherzigten die kulturelle Vorstellung, dass familiäre Probleme Privatsache sind, umso mehr, je jünger sie waren (vgl. Abbildung 2).

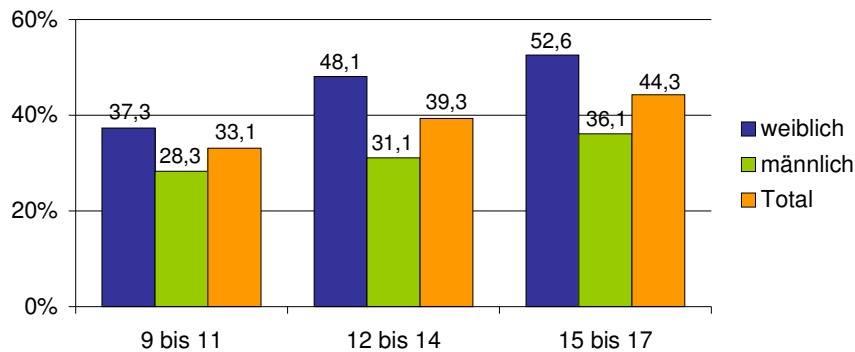


Abb. 2 Kinder und Jugendliche sollten über die Gewalt zwischen den Eltern sprechen (nach Geschlecht und Alter, N = 539, Ja-Antworten)

Über alle Altersgruppen hinweg vertraten deutlich mehr Mädchen als Jungen die Ansicht, dass betroffene Kinder darüber reden sollten. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern waren für alle Altersgruppen signifikant.

Warum möchten manche nicht darüber sprechen?

Weitere Fragen erlaubten, mögliche Hindernisse für betroffene Kinder und Jugendliche, mit jemandem über die Gewalt in der Elternbeziehung zu sprechen, zu eruieren. Aus einer Liste von sieben Items sollten die Befragten die zwei wichtigsten Gründe wählen, die ihrer Meinung nach die Thematisierung erschweren könnten. Es bestand auch die Möglichkeit, die Liste durch einen weiteren Grund zu ergänzen. Aus Sicht der Schüler/innen sind die vordringlichsten Gründe, die Betroffene davon abhalten könnten, über die familiären Gewaltverhältnisse zu sprechen:

- Zweifel an der vertraulichen Behandlung der Informationen,
- Sorge um das Image der Familie und
- die Vorstellung, dass es sich bei häuslicher Gewalt um ein privates Problem handelt.

Zwar sind sich beide Geschlechter über die wichtigsten Hinderungsgründe einig, doch die Auswertung nach Geschlecht zeigt auch interessante Unterschiede, die für die pädagogische Arbeit wichtige Hinweise geben. Jungen befürchteten eindeutig häufiger als Mädchen einen Imageverlust der Familie, sollte die Gewaltproblematik nach außen dringen, und betrachten das Problem stärker als familieninterne Angelegenheit, die „niemand

etwas angeht“. Für Mädchen standen deutlich häufiger Ängste vor der Unberechenbarkeit der Reaktionen Dritter im Vordergrund, dass die ins Vertrauen gezogene Person das Problem nicht verstehen und/oder dem Kind nicht geglaubt würde. Einige wenige thematisierten auch die Befürchtung, selbst geschlagen zu werden, wenn die Eltern davon erführen.

Geschwister und Freund/innen sind Number one

Mit anderen über die familiären Probleme zu sprechen, ist mit vielen Bedenken belegt. Offen geblieben ist die Frage, wen Mädchen und Jungen ins Vertrauen ziehen würden und wie das Ranking von Fachstellen und Personen von informellen Netzwerken auf einer Skala von „einfach“, „nicht so einfach“ und „schwierig“ ausfallen würde.

Erwartungsgemäß erhalten Personen aus dem informellen Netzwerk am meisten Vertrauen, wobei sich interessante geschlechtsspezifische Differenzierungen zeigen. Während Geschwister und Freund/innen in den Augen der Befragten die wichtigsten Adressaten für familiäre Probleme sind, hat die Freundin bei Mädchen einen viel wichtigeren Stellenwert als bei Jungen. Mädchen allen Alters finden es einfacher als Jungen, mit ihren Freund/innen zu sprechen. Dieser Befund ist nicht spezifisch für die Problematik von häuslicher Gewalt, sondern kennzeichnet die Millenniumsgeneration generell (vgl. Zinnecker 2003). Mit zunehmendem Alter nimmt die Bedeutung der Freund/innen bei beiden Geschlechtern zu.

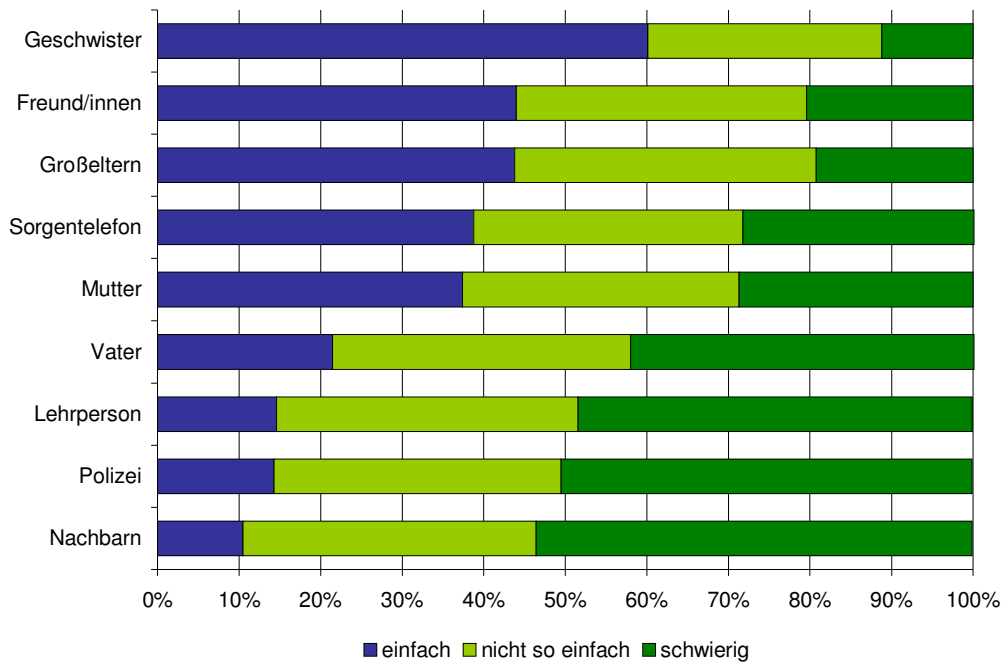


Abb. 3 Mit wem könnten Kinder und Jugendliche über Gewalt zwischen Eltern reden?

Gleich auf die Peergroup folgen die Großeltern, denen die Befragten den prominenten dritten Platz zuwiesen und die vor allem für jüngere Schüler/innen sehr wichtige Ansprechpersonen sind. Jedoch scheinen Mädchen bezogen auf die Großeltern durchweg größere Hürden zu sehen als Jungen.

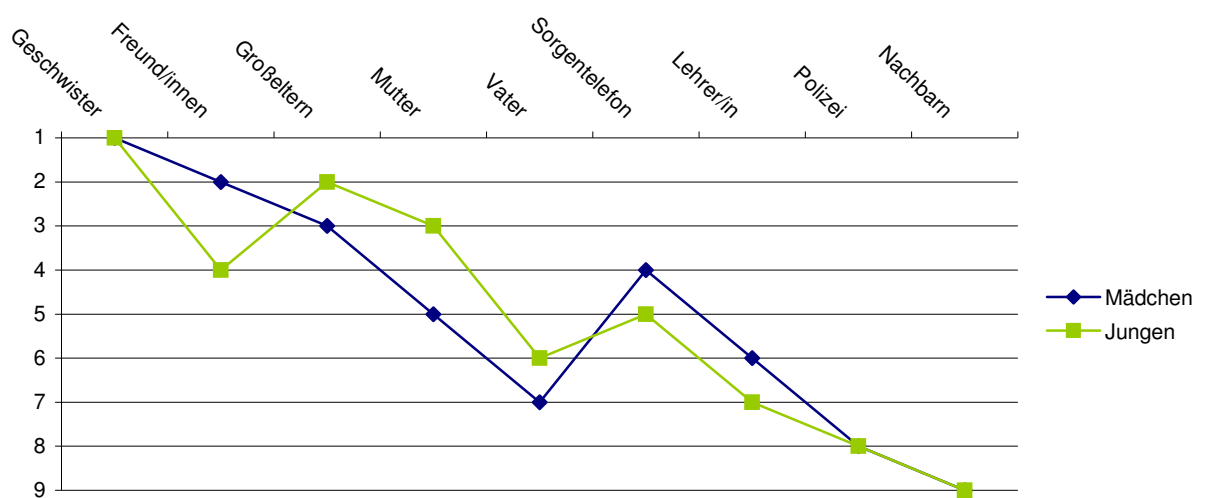


Abb. 4 Mit wem könnten Kinder und Jugendliche über Gewalt zwischen Eltern reden?
(Rangreihenfolge nach Geschlecht)

Erwartungsgemäß schätzen sie die Möglichkeiten, mit den Eltern zu reden, schwieriger ein, wobei die Hürden bei der Mutter (Rang 5) niedriger sind als beim Vater (Rang 6). Detailauswertungen nach Geschlecht und Alter fördern weitere interessante Unterschiede zu Tage. Im Vergleich zu den Jüngeren halten die 15- bis 17-Jährigen Gesprächsmöglichkeiten mit der Mutter eindeutig für einfacher, wobei Mädchen der Mutter gegenüber skeptischer sind als Jungen. Gleiches gilt auch für den Vater: Aus Sicht der meisten Mädchen hat der Vater seine Rolle als Ansprechperson verwirkt, wobei Jungen hier etwas zuversichtlicher antworteten.

Des Weiteren weist die Auswertung nach kultureller Herkunft und Geschlecht interessante Ähnlichkeiten und Unterschiede auf. Die Geschwister sind aus Sicht der Befragten für alle Kinder und Jugendlichen – unabhängig von Geschlecht und Herkunft – am wichtigsten. Für die Zugewanderten hat die Mutter eine ausgesprochen hohe Bedeutung und erhielt den zweiten Platz. Für Jungen – unabhängig davon, ob sie einen Migrationshintergrund hatten oder nicht – waren die Mütter und die Großeltern die bevorzugten Personen, mit denen sie über die Problematik sprechen würden.

Im Bereich der formellen Unterstützungsmöglichkeiten wird das Sorgentelefon, das eine anonyme Telefonhilfe bietet, als vergleichsweise niederschwellig wahrgenommen – dies lässt sich an der Belegung des vierten Ranges ablesen. Die Option, mit Lehrer/innen über die familiären Probleme zu sprechen, betrachtete die Mehrheit mit großer Skepsis: nur 12 Prozent hielten es für einfach, hingegen würde es die Hälfte schwierig finden und jede/r Vierte hatte eher Bedenken (Rang 8).

Fazit:

- Bereits aus diesen Ergebnissen lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass der Einbezug der Peergroup sehr wichtig ist, um den Weg zu Hilfe und Unterstützung für von häuslicher Gewalt betroffene Mädchen und Jungen zu ebnen.
- Deutlich wurde auch, dass Präventionsarbeit im Sinn von Aufklärung und Abbau von Hilfesuchebarrieren alters- und geschlechtsspezifische Orientierungen berücksichtigen sollte.
- Weitere qualitative Studien wären notwendig, um die geschlechterdifferenten Orientierungsmuster vertieft analysieren zu können.

Sich Verwandten anvertrauen – eine heikle Sache

Verwandte sind neben der Kernfamilie für Kinder und Jugendliche einerseits die nächsten vertrauten Personen, andererseits können geteilte Loyalitäten die Verwandtschaftsverhältnisse in komplizierter Weise strukturieren,

sodass Verwandte gerade aus diesem Grund als Ansprechpersonen nicht infrage kommen. Ferner können Migration und die größere Mobilität die Erreichbarkeit von Großeltern und Verwandten für Kinder erschweren. Hinzu kommt, dass je nachdem, wie der Migrationsprozess verläuft, sich der familiäre Zusammenhalt intensivieren und der Druck zur internen Regelung von Problemen wachsen kann.

Die Schüler/innen erhielten in der Befragung auch die Möglichkeit, die spezifischen Gründe zu erläutern, weshalb es schwierig sein könnte, mit Verwandten über Gewalt in der Elternbeziehung zu sprechen. Drei Fragen standen für die Befragten im Vordergrund: Was werden sie tun? Was werden sie über meine Familie denken? Werden sich die Verwandtschaftsbeziehungen dann verändern?

Die Äußerungen der Schüler/innen lassen eine klare Diskrepanz erkennen zwischen der Notwendigkeit, die familiären Probleme zu thematisieren, und den Ängsten vor der ungewissen Reaktion der Verwandten. Die Befragten befürchteten, die Verwandten könnten etwas tun, das nicht den Bedürfnissen und den Intentionen des Kindes entspricht, wie z.B. Dritte zu informieren oder die Eltern auf das Problem anzusprechen. Ein 12-jähriger Junge brachte seine Bedenken kurz und bündig wie folgt auf den Punkt: *„Weil sie dann die Eltern fragen, ob das stimmt, dann wissen die Eltern, dass das Kind das erzählt hat, vielleicht wollen die Eltern das nicht, dass das andere wissen!“* (M, 12)

Den Befragten war durchaus bewusst, dass Kinder familiäre Schwierigkeiten nicht nach außen tragen sollten und von ihnen die Einhaltung des Schweigegebots erwartet wird. Aus ihrer Sicht kann die Verletzung dieser kulturellen Normen das Verhältnis zur Mutter oder zu den Eltern beeinträchtigen. Dies erschien den Mädchen und Jungen als ein zusätzliches Risiko in einer Situation, die bereits durch die Gewaltbereitschaft des Vaters enorm belastet ist.

„Es könnte sein, dass z.B. plötzlich die Mutter es rausbekommt, dass der Sohn diese Tatsache weiter erzählt und dann der Sohn darunter noch mehr leidet.“ (J, 16)

„Sie könnten es unseren Eltern sagen und dann gibt es Krach mit mir, denn sie sagen bestimmt, die anderen brauchen es nicht zu wissen.“ (M, 14)

Auch Ängste, dass *„man die Kinder in ein Heim steckt“* (J, 14), trieben die Befragten um. Manche machten sich Gedanken, wer die richtige Adresse für solche Probleme sein könnte. Ebenso wurden generelle Zweifel, ob Ver-

wandte überhaupt die notwendigen Kompetenzen besitzen, um Kindern in solchen Situationen zu helfen, geäußert. Ein 16-jähriges Mädchen war der Ansicht, mit solchen Problemen sollten sich Kinder eher an Schutz- und Beratungsstellen wenden, *„weil sie [die Verwandten] dann vielleicht etwas Falsches tun würden, und somit alles schlimmer machen würden. Der Polizist oder ein Sorgentelefon kennen sich mit solchen Sachen besser aus.“* (M, 16)

Geradezu leitmotivisch tauchte auch bei dieser Frage die Sorge um das Image der Familie auf. *„Weil man die Eltern nicht gerne schlecht macht vor andern Leuten, gerade auch bei Verwandten.“* (M, 16) und weil die Verwandtschaftsverhältnisse durch Loyalitätskonflikte belastet würden. Aus diesen Gründen kann sich aus Sicht der Schüler/innen das Problem stellen, dass individuelle Bedürfnisse der Betroffenen gegenüber Familieninteressen abzuwägen und zurückzustellen wären. Noch komplizierter oder aussichtsloser kann sich die Lage darstellen bei bereits bestehenden Spannungen, die sich dann als Barriere für das Kind auswirken könnten, wie die Einschätzung eines 12-jährigen Jungen zeigt: *„Weil meine Mutter meint von der Verwandtschaft meines Vaters, sie sei gegen sie und sie würden lachen. Mit der anderen Verwandtschaft könnte ich sehr gut darüber sprechen.“* (J, 12)

Einige der Befragten gaben auch zu bedenken, dass betroffene Kinder und Jugendliche möglicherweise aus Scham und aufgrund immer noch wirksamer gesellschaftlicher Tabuisierungstendenzen darüber schweigen würden: *„Weil sie einem ziemlich nahe sind und es einem peinlich sein könnte, seine Gefühle und Gedanken zu erzählen“* (M, 15), und: *„Weil es nicht üblich ist, darüber zu reden.“* (J, 14) Weitere Befürchtungen kreisten um die Frage, ob die Verwandten den betroffenen Kindern und Jugendlichen glauben würden und ob sie das Problem verstehen würden. Dabei fällt auf, dass vor allem Mädchen die Problematik der Glaubwürdigkeit aufwarfen.

Auch vorgefasste Meinungen, wonach häusliche Gewalt *„nur bei den anderen vorkommt“*, können aus Sicht der Schüler/innen für die Betroffenen zu einem Hindernis werden, das Gespräch mit den Verwandten zu suchen. Diese Resistenzen fassten die Befragten in Aussagen wie *„da die Verwandten glauben, dass sie die Eltern kennen, und es sich nicht vorstellen können, dass diese Person ‚gewalttätig‘ ist“* (M, 15) oder *„weil sie es nicht wahrhaben wollen, dass so etwas in ihrer Familie passiert, dass ihr Kind/Bruder/Schwester so was tut.“* (M, 13)

Angesichts der vielfältigen Schwierigkeiten, die die Befragten für von häuslicher Gewalt betroffene Kinder sahen, die familiäre Situation mit Verwandten zu besprechen, stellt sich die Frage, ob die Vorbehalte gegenüber Lehrer/innen gleich gelagert sind und was die Schule und andere Erziehungs- und Betreuungseinrichtungen im Hinblick auf die Unterstützung dieser Kinder beachten sollten.

Sind Lehrer/innen überhaupt zuständig?

Mit Lehrkräften verbringen Schüler/innen einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit. Auch wenn die Funktion der Schule immer wieder Anlass zu Diskussionen gibt, etwa in welchem Ausmaß Schule zusätzlich zu ihrem Wissensvermittlungsauftrag auch soziale Funktionen übernehmen sollte, so ist in der Grundidee doch unbestritten, dass auch Lehrer/innen eine Verantwortung für die Sicherung des Kindeswohls tragen. Doch auf der Skala der möglichen Ansprechpersonen für von häuslicher Gewalt betroffene Kinder nehmen die Lehrkräfte bei unserer Befragung einen der letzten Ränge ein (vgl. Abbildung 3). Die überwiegende Mehrheit der 9- bis 17-Jährigen sah vor allem Schwierigkeiten: 37 Prozent der Befragten waren der Meinung, es wäre für betroffene Kinder nicht einfach, mit Lehrpersonen über die Gewaltproblematik zu Hause zu reden, und fast die Hälfte (48 Prozent) hielt es für schwierig. Nur jede/r siebte Schüler/in sah wenige Probleme. Interessanterweise verläuft die Kurve über die Altersgruppen abnehmend. Während jedes fünfte Grundschulkind im Alter zwischen neun und elf Jahren die Lehrperson ins Vertrauen ziehen würde, erschien dies nur noch jede/r zehnte Schüler/in im Alter zwischen 15 und 17 Jahren einfach.

Die Befragten betrachten Lehrpersonen in erster Linie als für die Wissensvermittlung zuständig und nicht als Vertrauenspersonen, an die man sich mit familiären Problemen wenden würde. Auch bezogen auf die Hilfesuche bei Lehrer/innen entfalten kulturelle Vorstellungen von Grenzziehungen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit ihre Wirksamkeit und begrenzen die antizipierten Handlungsmöglichkeiten. Wie bereits bei den Verwandten wurde auch bei der Frage, warum es schwierig sein könnte, mit Lehrer/innen über häusliche Gewalt zu sprechen, argumentativ ins Feld geführt, dass häusliche Gewalt eine Privatsache ist und deshalb nicht in die Schule gehört.

„Der Lehrer unterrichtet das Kind nur, er bringt uns etwas bei, aber für familiäre Sachen ist er nicht zuständig.“ (M, 14)

„Für viele Schüler sind Lehrer ja keine persönlichen Gesprächspartner. Sie sind einfach Lehrer und somit ‚Quälpersonen‘. Man will nicht, dass sie wissen, was zu Hause abgeht.“ (M, 15)

Manche befürchteten, die Thematisierung von häuslicher Gewalt könnte die Eltern in ein schlechtes Bild rücken und dies würde negative soziale und schulische Konsequenzen nach sich ziehen. Auch Zweifel, ob die Lehrperson sich für die Probleme interessieren und ob sie diese verstehen würde wie auch mangelnde Gewissheit, ob man Lehrer/innen vertrauen kann, beschäftigte die Befragten. Lehrerinnen erschienen den Schüler/innen tendenziell vertrauenswürdiger und offener als Lehrer. Die Älteren thematisierten zudem die in der Oberstufe größere Distanz zu den Lehrpersonen, die mit dem Fachlehrer/innen-System zunimmt und eher als Barriere wahrgenommen wurde.

„Es kommt immer darauf an, ob man Vertrauen in den Lehrer hat, ob es den Lehrer interessiert. Weil man zu Lehrern oft einen ‚Sicherheitsabstand‘ braucht. Also, finden manche sicher, dass das den Lehrer nichts angeht.“ (M, 15)

„Weil man meist in der Oberstufe nicht so einen intensiven Bezug zum Lehrer hat, aber noch eher zur Lehrerin als zum Lehrer.“ (M, 15)

Auch plötzlich ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu geraten, selbst wenn dies gut gemeint ist und zur Lösung der misslichen Lage des Kindes beitragen soll, kann widersprüchliche Gefühle auslösen. Keine Rückzugsmöglichkeiten mehr zu haben, sich nicht mehr verstecken zu können, weil in der Schule der tägliche Kontakt unausweichlich ist, aber auch Angst vor positiver Diskriminierung durch Bevorzugung und die Angst vor Bestrafung durch die Peergroup, können diesen Ambivalenzen zugrunde liegen.

„Weil sie einen großen Aufwand machen würden und es dann große Gespräche geben würde und man gar nicht gerne mit dem Lehrer spricht.“ (M, 17)

„Weil man sie eigentlich fast immer vor Augen hat und ich persönlich möchte Schule und Privatleben trennen.“ (M, 13)

„Weil die vielleicht dich dann bevorzugen. Das ist für dich nicht schlimm, aber mit der Zeit merken das die Mitschüler und dann könnten sie ihn/sie ausschließen.“ (J, 13)

Während die Befragten starke Zweifel äußerten, ob die Verwandten einem Kind oder Jugendlichen glauben würden, bringen sie Lehrer/innen vergleichsweise größeres Vertrauen entgegen und befürchteten seltener, um die Glaubwürdigkeit ihrer Aussage kämpfen zu müssen. Jedoch beschäftigte sie die Frage sehr, wie die Lehrperson mit den Informationen umgehen würde und welche Konsequenzen dies für sie selbst und für die Eltern hätte. Deutlich wird, dass es einen Mangel an Erwartungssicherheit gibt, der sicher damit zu erklären ist, dass es in den Schulen keine klar kommunizierten Vorgehensweisen gibt, an denen sich die Schüler/innen und ihre Peergroup orientieren könnten. Das Spektrum umfasst Befürchtungen, die Lehrperson würde die Informationen weiter erzählen, sie würden Straf- sowie Kinderschutzbehörden einschalten und dies könnte zur Folge haben, dass die Kinder möglicherweise von den Eltern getrennt werden.

„Weil man dann vielleicht Angst hat, dass man von den Eltern weggenommen wird oder was dann mit den Eltern passiert.“ (M, 15)

„Weil die Eltern dann vielleicht das Sorgerecht verlieren.“ (M, 14)

„Weil die dann zur Polizei gehen würden und man will dem Vater bzw. Mutter nichts Schlechtes tun.“
(M, 13)

„Weil man Angst hat, dass es dann Konsequenzen haben wird, wie Scheidung oder Gefängnis.“ (J, 13)

Kinder und Jugendliche haben, so wird deutlich, große Angst davor, dass über ihren Kopf hinweg entschieden wird, sie nicht in Entscheidungsprozesse einbezogen werden und Dinge geschehen, die das betroffene Kind nicht möchte.

Implikationen für die pädagogische Praxis

Die Thematisierung von Gewalt in der Elternbeziehung sowie der Zugang zu Hilfe und Unterstützung ist – so zeigt die Befragung der 1.400 Schüler/innen – für von häuslicher Gewalt betroffene Kinder und Jugendliche mit zahlreichen Bedenken belegt. Verschiedene Strukturprobleme des gesellschaftlichen Umgangs mit häuslicher

Gewalt spiegeln sich auch in der Wahrnehmung der befragten Kinder und Jugendlichen wider. Die Frage der Thematisierung der zu Hause erlebten Gewalt scheint nicht mehr durchgängig mit massiven Tabus belegt zu sein, was auf einen aufgebrochenen Privatisierungsdruck verweist, aber die antizipierten Bedenken und Ambivalenzen sind immer noch beträchtlich.

Geschlechterdifferenzen beachten

Die größten kulturellen Barrieren stellen Zweifel an der vertraulichen Behandlung der Informationen, Sorge um das Image der Familie und die Vorstellung, dass es sich bei häuslicher Gewalt um ein privates Problem handelt, dar. Interessanterweise sind diese Bedenken bei Jungen und Mädchen nicht immer gleich gelagert. Während Jungen häufiger einen Imageverlust der Familie befürchten, sollte die Gewaltproblematik nach außen dringen, und sie das Problem stärker als familieninterne Angelegenheit betrachten, stehen bei Mädchen deutlich häufiger Ängste vor der Unberechenbarkeit der Reaktionen Dritter im Vordergrund, dass die ins Vertrauen gezogene Person das Problem nicht versteht oder dem Kind nicht geglaubt würde. Es zeigt sich, dass Mädchen deutlich skeptischer sind als Jungen.

Informieren und Erwartungssicherheit schaffen

Insgesamt bietet die Untersuchung aufschlussreiche Einblicke, wie Kinder und Jugendliche von Gewalt überlagerte Geschlechter- und Generationenverhältnissen sehen und welche komplexe Reflexionsprozesse bei den Kindern und Jugendlichen bereits im Gang sind. Die vielen Bedenken, Abwägungen und Ambivalenzen zeigen, dass sich bereits Kinder und Jugendliche differenzierte Gedanken über die anspruchsvollen Aushandlungsaufgaben machen, die auf die Betroffenen zukommen können. Einerseits haben Kinder und Jugendliche das Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit, sie wollen sich einer vertrauten Person mitteilen können, zudem soll die angebotene Hilfe auch ihre Sichtweise ernst nehmen. Andererseits sind individuelle Bedürfnisse und Familien- sowie Verwandtschaftsinteressen gegeneinander abzuwägen.

Die Frage, welche Konsequenzen die Thematisierung der familiären Probleme haben könnte, wiegt schwer, denn eigentlich würden sie ihren Lehrer/innen gerne vertrauen. Aus Furcht vor Stigmatisierung und negativen Auswirkungen auf den Schulerfolg würden die meisten Kinder und Jugendlichen die Entscheidung, ob andere ins Vertrauen gezogen werden sollen, an verschiedene Bedingungen knüpfen. Vor allem möchten sie Erwartungssicherheit, d.h., sie möchten darüber informiert werden, was sie erwartet und wie die Lehrkräfte vorgehen würden. Sie haben entweder gar keine Vorstellung, wie Lehrer/innen vorgehen würden, oder sie fürchten sich vor drasti-

schen, aber wenig realistischen Konsequenzen (wie Heimunterbringung, Entzug des Sorgerechts der Eltern, Gefängnis für den Vater). Das sind unrealistische Szenarien, denn in der Regel kommt es nicht zu solchen Maßnahmen, unter anderem, weil Instrumente wie das Gewaltschutzgesetz auf eine frühzeitige Interventionen abzielen. Diese Unsicherheiten könnten durch systematische fachgerechte Informationen über häusliche Gewalt und über Interventionsmöglichkeiten sowie durch die Entwicklung von klaren Vorgehensweisen und deren transparente Kommunizierung verringert werden. Häusliche Gewalt sollte somit in Zukunft fester Bestandteil von Gewaltprävention in der (außer-)schulischen Arbeit werden. Unsere Untersuchung zeigt, dass immerhin sechs von zehn der befragten Schüler/innen es begrüßen, wenn sie in der Schule über die Problematik umfassend aufgeklärt würden. Die Zürcher Mädchen und Jungen liegen damit ganz auf der Linie mit den Kindern und Jugendlichen, die am Konsultationsprozess zum nationalen Aktionsplan „Für ein kindgerechtes Deutschland 2005–2010“ beteiligt waren: Auch sie empfehlen der Bundesregierung, Maßnahmen zur Aufklärung und Unterstützung der betroffenen Kinder und Jugendlichen zu ergreifen.

Literatur

- Seith, Corinna (2003): **Öffentliche Interventionen gegen häusliche Gewalt. Zur Rolle von Polizei, Sozialdienst und Frauenhäusern.** Frankfurt/Main: Campus.
- Seith, Corinna (2006a): „Weil sie dann vielleicht etwas Falsches tun“ – zur Rolle von Schule und Verwandten für von häuslicher Gewalt betroffene Kinder aus Sicht von 9- bis 17-Jährigen. In: Kavemann, Barbara/Kreyssig, Ulrike (Hg.): Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 103–124.
- Seith, Corinna (2006b): **Kinder und häusliche Gewalt – Herausforderungen an Behörden und Fachstellen.** Soziale Sicherheit CHSS, 5, 249–254.
- Strasser, Philomena (2001): **Kinder legen Zeugnis ab. Gewalt gegen Frauen als Trauma für Kinder.** Innsbruck: Studien-Verlag.
- Zinnecker, Jürgen/Benken, Imbke/Maschke, Sabine/Stecker, Ludwig (2003): **Null zoff, voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts.** Opladen: Leske und Budrich.